

ERNST A. ZWILLING

STEPPENTAGE— URWALDNÄCHTE

Auf Tierfang und Jagd
in Äquatorial-Afrika



24 Abbildungen · 4 Kartenskizzen

IM VERLAG ULLSTEIN *Wien*

1956

nr. 1-176

Zeit einen Gorilla zu ihrem Tierbestand gezählt zu haben. Ist schon der Fang eines Gorillas schwierig und gefährvoll, so ist es noch schwieriger, ihn in Gefangenschaft am Leben zu erhalten. Nicht viel mehr als hundert Jahre sind vergangen, seit die ersten vagen Berichte über die Existenz dieses seltsamen Ungetüms auftauchten.

Schon in frühester Jugend hatte es mich mit Schauern und Bewunderung erfüllt, wenn ich in einem Museum einen ausgestopften Gorilla sah. Diesen Respekt vor dem größten Menschenaffen behielt ich bei, als ich ihm später im tiefen Urwalddickicht begegnete. Kein anderes Großwild, den Elefanten ausgenommen, hat mich derart beeindruckt wie der Gorilla, wenn er sich wenige Schritte vor mir im Dickicht aufrichtete. Seine Schreie gehen durch Mark und Bein, sie flößen Furcht und Entsetzen ein und vermögen für Augenblicke die Entschlußkraft des Menschen zu lähmen. Es ist schwer, eine solche Begegnung auch nur annähernd zu schildern.

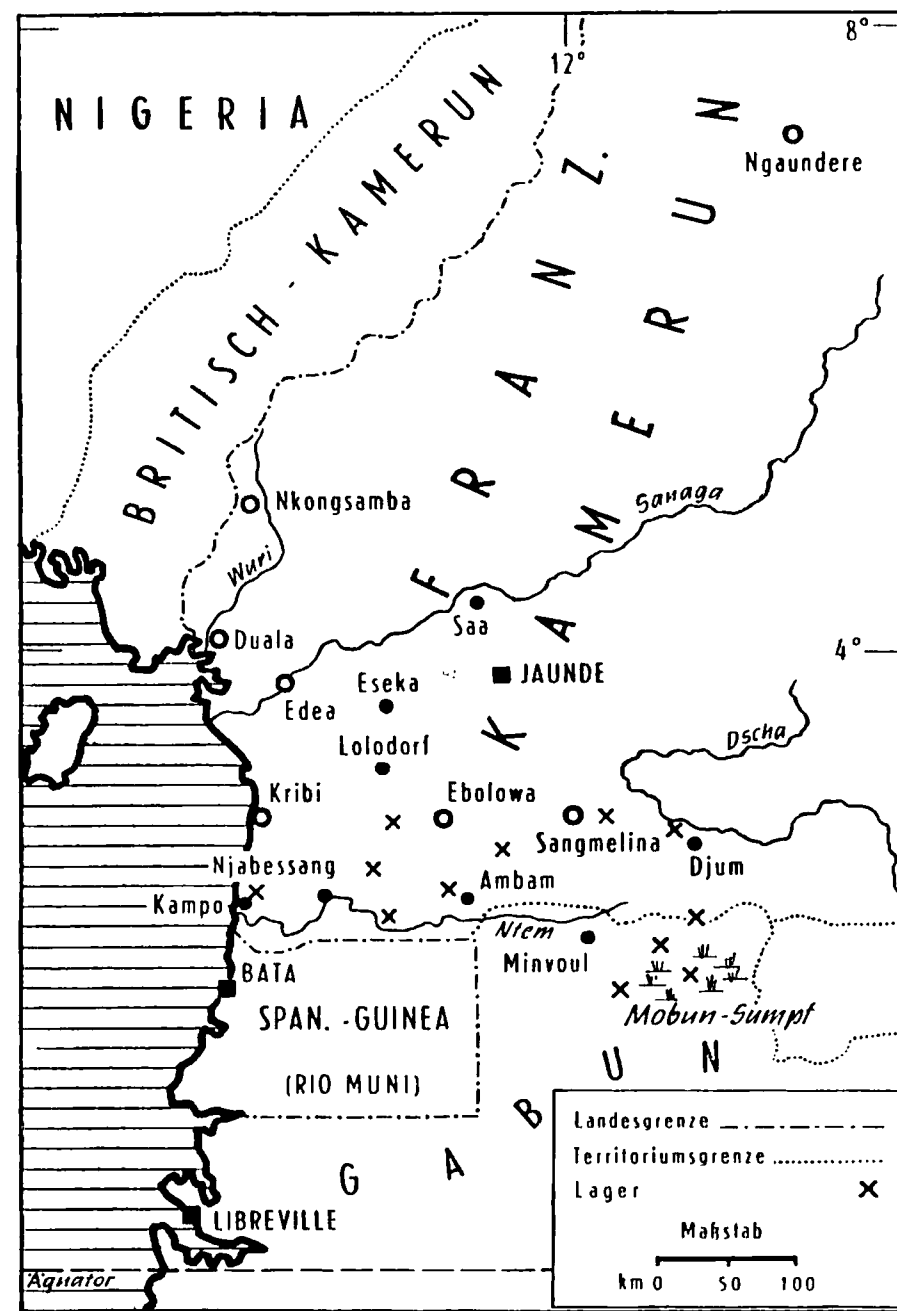
Man stelle sich die „grüne Urwaldhöhle“ vor. Ein unentwirrbares Pflanzendickicht liegt in düsterem Zwielicht. In solcher Umwelt sieht man sich plötzlich einem zwei Meter hohen Ungetüm gegenüber, dessen Brust zwei Männer kaum umfassen können. Eine verzerrte Fratze starrt einem ins Gesicht. Da fühlt sich der Mensch klein, dem Tier und dem Wald ausgeliefert.

Kamerun und die Urwaldterritorien von Französisch-Äquatorial-Afrika sind neben Belgisch-Kongo die Gebiete, in denen der Gorilla in den ausgedehnten tropischen Wäldern anzutreffen ist; allerdings ist sein Vorkommen inselartig. Seine Gesamtzahl in Kamerun, Gabun und Französisch-Mittelkongo schätzt man auf acht- bis zehntausend Stück.

Eigenartigerweise wird der Gorilla von jeglichem Getier gemieden. Er geht keine Lebensgemeinschaft mit artfremden Tieren ein, wie man es im Urwald zum Beispiel bei Meerkatzen und auch bei Zwergantilopen hie und da beobachten kann, die in ihrer unmittelbaren Nähe verschiedene Vögel dulden, von denen sie vor Gefahren gewarnt werden.

Nach dem ersten Weltkrieg hatten die Gorillas sich stark vermehrt und begonnen, die Farmen der Eingeborenen zu verwüsten. Damals stand ihr Schutz nur auf dem Papier. Auf den internationalen Wildschutzkonferenzen in London drängte man in der Folge darauf, alle Menschenaffen auf die Liste der vollkommen geschützten Tiere zu setzen. Der Abschub von Gorillas und Schimpansen wurde daher in den französischen Territorien nur auf Anforderung von Museen und in genau festgelegter Anzahl auf einen sogenannten wissenschaftlichen Erlaubnisschein gestattet; dies galt auch für den Fang dieser Tiere. Erst in den letzten Jahren jedoch wurden diese Bestimmungen mit absoluter Strenge durchgeführt.

Bereits im Jahre 1932 jagte ich in Kamerun, zwischen den Flüssen Sanaga und Dscha, Gorillas. Da es sich in den Dörfern bald herumgesprochen hatte, daß ich für die riesigen Menschenaffen besonderes Interesse zeige,



Das äquatoriale Urwaldgebiet

Und tatsächlich, eine grausige Antwort kam aus der Richtung vor uns. Vorsichtig glitt der Einbaum weiter. Wieder die roten Augen wenige Meter vor uns. Ich hob die Doppelflinte und schoß. Größtes Schrot drang ins Gehirn der Fische, die sofort versank. Der Eingeborene schleuderte noch rasch die Harpune hinterher, zwei Speere fuhren zischend durch die Luft und bohrten sich in das Ungeheuer. Wenige Minuten später wurde ein zweites, drei Meter langes Krokodil herausgefischt.

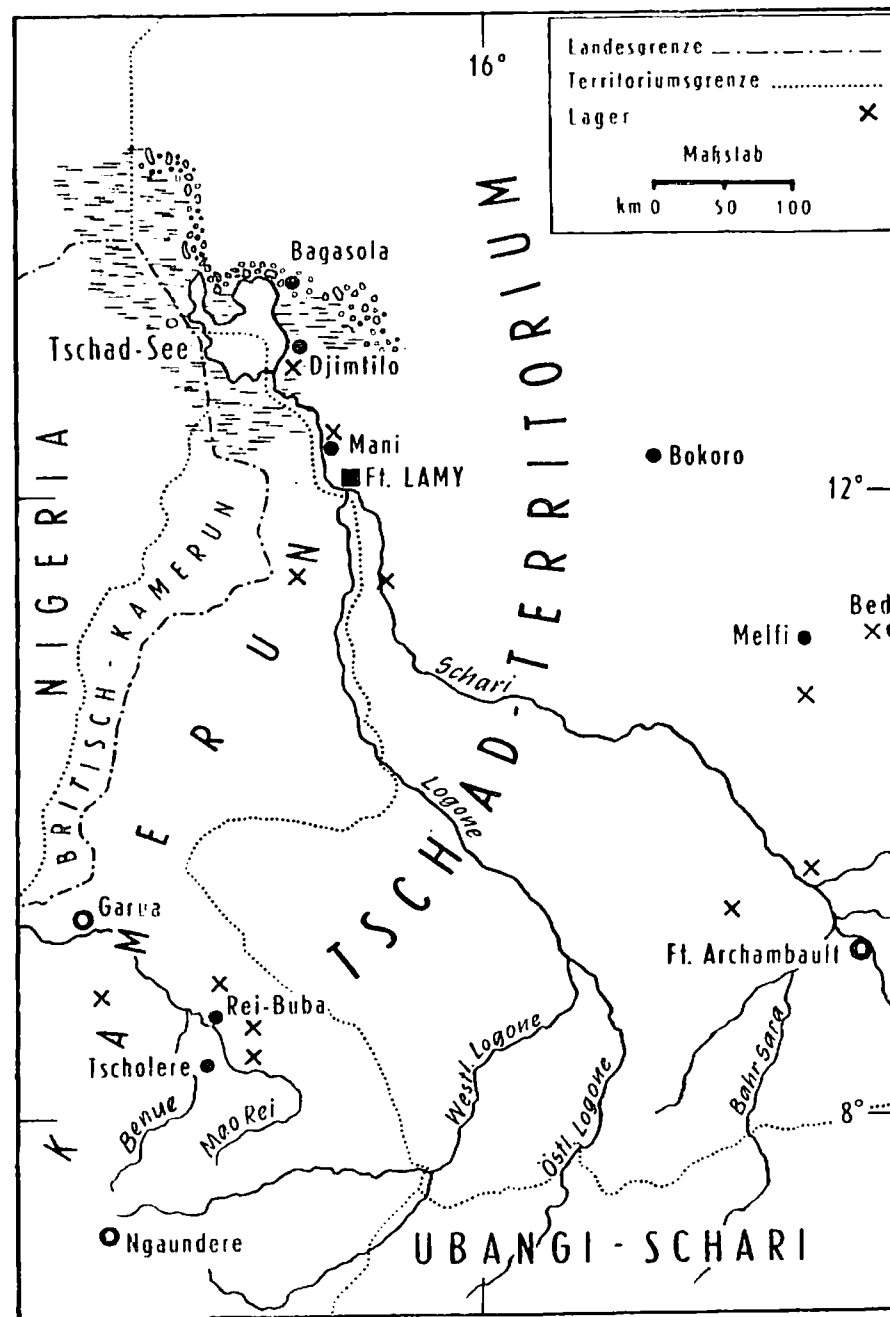
Von Anopheles zerstoßen, müde und durchfroren kehrten wir im Morgenrauen mit zwei erjagten Krokodilen an unseren Ausgangspunkt zurück. Das Fleisch der Echten wird von den Urwaldnegern gern gegessen, die Haut an weiße Händler verkauft. Allerdings sind afrikanische Krokodilhäute bei weitem weniger wertvoll als die der mittel- oder südamerikanischen Kaimane, da sie an der Oberfläche Unebenheiten aufweisen, die von Parasiten verursacht werden.

Nach dem letzten Weltkrieg versuchten junge Männer, die in Afrika vom Militärdienst entlassen worden waren und denen das Leben im Busch gefiel, sich mit der Jagd auf Krokodile eine Existenz zu gründen. Aber von der Krokodiljagd ist in Afrika bis heute noch niemand reich geworden; sie ist ein hartes, schweres Geschäft. Denn die Nachtjagd zermürbt bald den Körper, und es stellen sich bei den Jägern häufig Fieberanfälle ein. Die weißen Händler kaufen zwar neben Häuten von Pythonschlangen und Waranen auch Krokodilhäute, doch verlangen sie bestimmte Maße. Sehr große Krokodile und sehr kleine sind nicht gefragt und finden keine Abnehmer. Und auf der Jagd nach Krokodilen findet man nicht immer Exemplare, die den Maßen der Händler entsprechen.

Im Banne des Tschad-Sees

Den Tschad-See, das Binnenmeer im Herzen Afrikas, befuhr ich zum erstenmal in den dreißiger Jahren in Eingeborenenbooten. Erst fast zwanzig Jahre später kam ich zum zweitenmal an den Tschad-See; von Geheimnis umwoben, abseits der großen Touristenstraßen, wird er selten von Weißen aufgesucht.

Jahre waren inzwischen vergangen, und auch hier hatte sich vieles gewandelt. Den Tschad-See befährt heute ein kleiner Raddampfer, um aus Bagasola das schimmernde Natron, die marmorierten Salzblöcke für die Viehherden in der Steppe, herbeizuholen. Auch den See fand ich stark verändert: Die schwimmenden Inseln hatten sich zum Teil verankert, Papyrusdickicht und Ambadschwälder verengten die schmalen Kanäle des Mündungsdeltas, und der See war sichtlich seichter und sumpfiger



Tschad-See-Gebiet und Bubandjidda-Land

Ein Großwildparadies

Ich war auf dem Weg nach Fort Archambault, das inmitten des Großwildparadieses des südlichen Tschad-Territoriums, eines ziemlich wasserreichen und zu Beginn der Regenzeit auch klimatisch angenehmen, reizvollen Landstriches, gelegen ist.

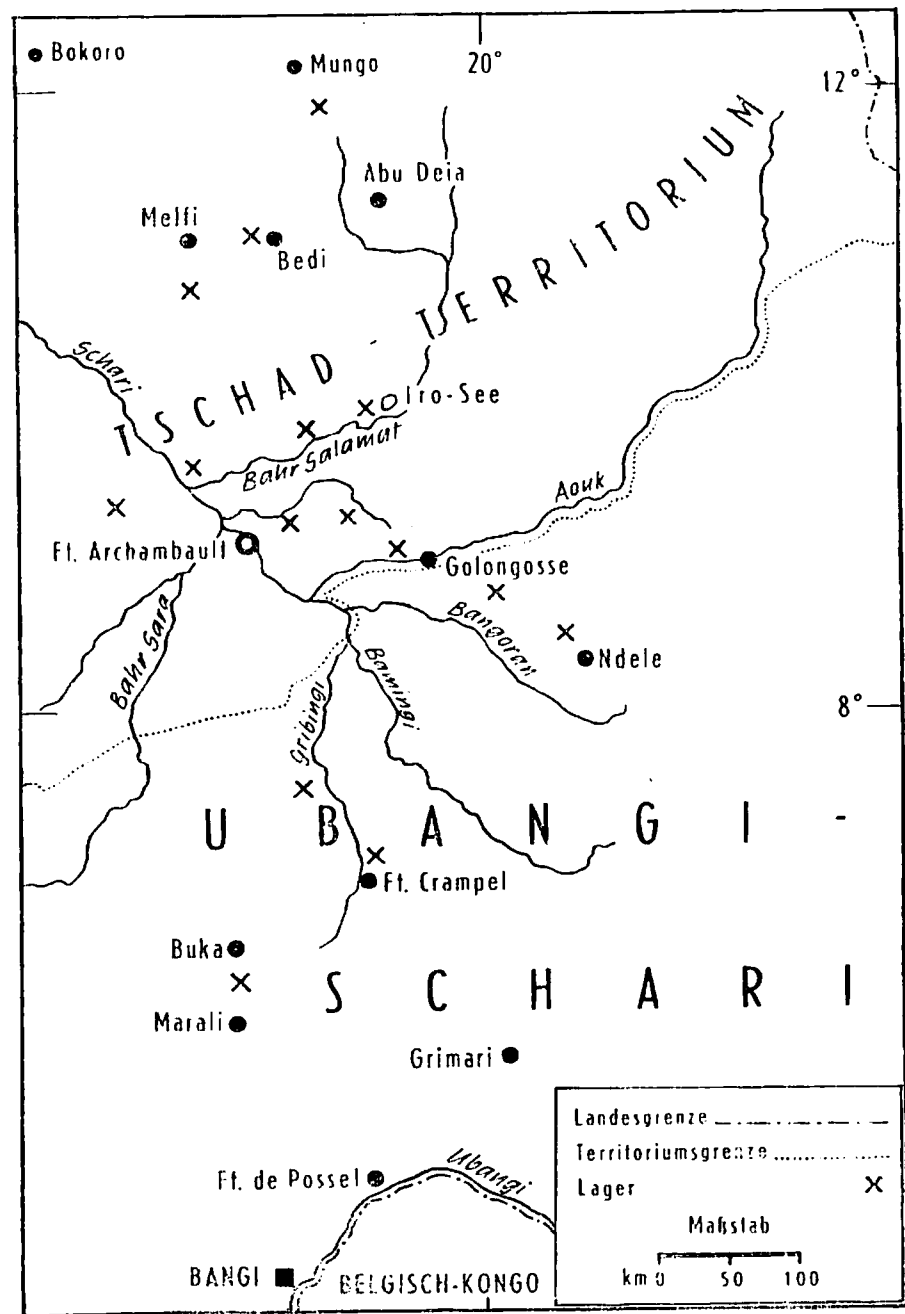
Es war in den letzten Tagen der fast acht Monate dauernden Trockenzeit, als wir aufbrachen. Die Reise ging an dem kleinen Posten Bokoro und dem Dorfe Mungo vorbei und dann weiter nach Abu Deia und Melfi. In verschiedenen Negerdörfern schalteten wir Rasttage ein.

Staub, Sand, rissiger Boden und Wasserarmut kennzeichnen dieses bergige Gebiet. Die mittelhohen Felsen sind mit verkrüppeltem Laubholz bewachsen. Am Fuß dieser Steinwildnis leben in kleinen Siedlungen hackbautreibende Bagirmi-Stämme, die zahlreiche Ziegen und Schafe besitzen. Die Verkehrssprache ist hier wie in den meisten Teilen des Tschad-Territoriums das Turko-Arabisches. Ich verstehe nur wenige Worte davon, und die Gespräche mit den Eingeborenen gingen daher nur mühsam vonstatten. Soviel aber glaubte ich zu verstehen: Hier würde ich dem Großen Kudu begegnen.

Die scheue Großantilope hat sich in dieser kaum zugänglichen Felswildnis trotz großer Nachstellungen durch Jägervölker bis in unsere Tage erhalten. Die Bullen tragen ein mächtiges, korkzieherartiges Gehörn, die weiblichen Kudas sind ungehörnt. Der Große Kudu steht unter besonderem Jagdschutz; auf dem großen Jagdschein sind nur zwei männliche Tiere pro Jahr freigegeben, die weiblichen Tiere dürfen überhaupt nicht geschossen werden.

Wenige Kilometer hinter Mungo, einem kleinen, von dem felsigen Bergland umgebenen Dorf, errichteten wir unser erstes Lager. Mit zwei schwarzen Begleitern begab ich mich zum erstenmal auf die Pirsch in die weite Felswildnis. Wir kamen durch kleine Bergtäler mit hohem, gelb-reifem Gras und stießen auch auf Fährten der Großantilope. Meine Eingeborenen zeigten jedoch wenig Jagdeifer und glaubten nicht an einen Erfolg.

Es war schon spät am Morgen, als der erste Kudu, ein weibliches Tier mit Jungen, im offenen Gelände vor uns stand. Infolge des starken Sonnenlichtes bemerkte ich das edle Wild erst im letzten Augenblick. Das Muttertier pustete trocken seinen Angstschrei und wurde flüchtig. Wenige Sekunden später entdeckte ich einen Bullen, der mit einem viel stärkeren Baßlaut sofort im hohen Gras verschwand. Alle flüchteten in die felsigen Einstände.



Das Großwildparadies Ubangi-Schari

in Ostafrika, sondern in vereinzelt und unregelmäßigen Rudeln. Nur die Wanderungen der weißen Säbelantilope mit ihren vielhundertköpfigen Herden bieten im nördlichen Tschad-Territorium einen imposanten Anblick. Der Jäger findet zu dieser Zeit leichte Beute.

Die Tierwelt der Grasländer Kameruns und Französisch-Äquatorial-Afrikas gehört zoologisch gesehen zur sudanesischen Steppenfauna. Sie ist gekennzeichnet durch zahlreiche Herdentiere, Giraffen und Großantilopen. Nashörner und Löwen sind hier ebenfalls zu finden.

Die größte Antilope Afrikas ist die Riesenelenantilope, die man in Herden bis zu sechzig Stück in den genannten Gebieten antrifft. Die Erbeutung ihres mächtigen, gewundenen Gehörns kann ein ganzes Jägerleben krönen. Da die Elenantilope außerordentlich scheu ist, unstedt umherwandert und sich auch auf ihren bevorzugten Äsungsplätzen nur kurz aufhält, gehört viel Erfahrung und Ausdauer dazu, sie zur Strecke zu bringen. Bis vor wenigen Jahren war ihre Verbreitung kaum bekannt. Es gelang mir, mehrere neue Herden in unberührten Gebieten zu entdecken. Heute weiß man, daß das Riesenelen, ähnlich dem gewöhnlichen Elen, das in Ost- und Südafrika heimatet, in Französisch-Äquatorial-Afrika und Kamerun in erfreulich großen Beständen vorkommt. Die französischen Wildschutzbehörden lassen ihm weitgehenden Schutz angedeihen. Der Besitzer eines großen Jagdscheines darf jährlich zwei Stück erlegen.

Der Große Kudu, ein scheues Bergwild, das von allen Antilopen das auffallendste Gehörn trägt, ist in Kamerun leider nicht vertreten. Es heimatet erst östlich des Schari-Flusses und ist vor allem in den Bergländern des mittleren Tschad-Territoriums häufig. Wie bei manchen Antilopen, ist auch beim Kudu nur das männliche Tier gehörnt. Alte Kudubullen, die eine graue Decke mit verblaßten weißen Streifen tragen, sind ungemein heimlich, und nur Jäger, die über viel Zeit verfügen und denen Diana hold ist, haben Aussicht, dieses edle Wild mit seinem korkzieherartigen Gehörn zu erbeuten.

Die stolze Pferdeantilope ist in Westafrika sehr häufig. Ihr säbelartig nach hinten gebogenes Gehörn wird in den Landstrichen des östlichen Ubangi-Schari und Tschad-Territoriums am stärksten. Auch sie zählt zu den heute zum Teil unter Schutz stehenden Großantilopen. Zu den gewöhnlichsten Erscheinungen im Grasland gehören die Wasserbock-, Kuh- und Leierantilopen, die in besonderen geographischen Rassen vorkommen. Sie sammeln sich am Ende der Trockenzeit in großen Herden und lieben nicht nur wasserreiches Gelände, sondern auch bergige Landschaft.

Die häufigste Antilope ist die mittelgroße Moorantilope, allgemein bekannt unter dem Namen Adenota Kob. Sie, ebenso wie die drei vorgenannten, sind auf dem Jagdschein frei, doch dürfen von ihnen höchstens

zwei Stück pro Tag erlegt werden. Weniger häufig ist das Vorkommen des Riedbocks, eines scheuen Wildes, dessen Gehörn vielfältige Formen aufweist und daher für den Jäger großen Anreiz bietet. Im Raum nördlich des Tschad-Sees, der Halbwüsten und Wüsten umfaßt, finden sich die weiße Säbelantilope, die Addax-, Dorcas- und Dama-Gazelle. Nur die Rotstirngazelle ist auch südlich verbreitet. Sie ist die einzige Gazelle Kameruns und heimatet oft in weiten Trockensteppen neben Giraffen und Straußen.

Der Bergjäger findet im Herzen Afrikas das Mähnschaf, das im Hochland von Tibesti und Ennedi seine Einstände hat. Allerdings ist diese scheue, einzige Wildschafart Afrikas nur auf den Felsplateaus jener pittoresken Bergzüge der Sahara zu erpirschen.

Sumpfantilope und Schirrantilope sind nahe verwandt und heimatet in Urwald und Grasland. Unter den kleinen Antilopen des Graslandes sind der Oribi, der Kronenducker und der rote Parklandducker zu nennen. Auf meinen vielen Fahrten im Wagen durch weite Savannen erblickte ich oft kleine Sprünge von Oribis, die neugierig verhofften.

Das einzige Wildschwein der trockenheißen Steppe ist das Warzenschwein. Es trägt die stärksten Waffen und ist deswegen für den Jäger unter allen Wildschweinen das begehrteste. Es ist häufig und leicht zu jagen. Im feuchten Grasland findet man auch das im Urwald stark verbreitete rote Pinselohrschwein.

Wie im Urwald trifft der Jäger auch in den Savannen und Steppen den Elefanten an, der hier in eigenen geographischen Rassen vorkommt. Der Steppen-Elefant ist größer als seine Vettern im Urwald. Die Tschad-Elefanten sind schlechte Elfenbeinträger; trockene Hitze beeinträchtigt die Qualität des Elfenbeines und läßt es rissig werden. Immer wieder traf ich mit dem Tschad-Elefanten zusammen und konnte vielköpfige Herden beobachten. Nur selten gab es unter ihnen Exemplare mit Stoßzähnen von fünfzehn bis zwanzig Kilogramm.

Die besten Elefanten-Jagdgebiete in Französisch-Äquatorial-Afrika sind die waldreichen Grasländer des westlichen und östlichen Ubangi-Schari-Gebietes. Stoßzähne von dreißig Kilogramm gehören dort dem Durchschnitt an, und solche von vierzig bis fünfzig Kilogramm zählen nicht zu den Seltenheiten.

In der Savanne und Steppe gibt es auch unterschiedliche Formen des Büffels. Der stärkste unter ihnen ist der Sudan-Büffel. Zu Rekordtrophäen kann der Jäger am Iro-See, am Bahr Salamat und am Uandjia-Fluß gelangen. Hier stehen die Büffel dem ostafrikanischen Kaffernbüffel kaum nach. Südlich des zehnten Bretegrades ist ihr Vorkommen sehr häufig. Nördlich des elften Bretegrades trifft man Büffelherden nur noch vereinzelt an.

Das Nashorn, der zweitgrößte Landsäuger der Welt, hat in seinen Beständen erfreulich zugenommen. Bis zum Anfang der dreißiger Jahre

wurde ihm nicht nur wegen seiner großen Fleischmassen, sondern auch wegen seines kostbaren Hornes, das in Asien als Anregungsmittel hochbegehrt ist, allzusehr nachgestellt. Seit Jahren steht es nun unter strengstem Schutz und bevölkert seither neue Gebiete.

Zahlreich sind in diesen Gebieten die Giraffenherden. Es gibt allerdings heute kaum noch einen Sportsmann, der Giraffen tötet; jeder zieht es vor, sie mit der Kamera auf unblutige Art zu erbeuten.

Löwen begegnet man in Zentralafrika genau so häufig wie in unseren Revieren Dachsen. Es gibt Landstriche, in denen es von Löwen tatsächlich wimmelt, und wo man in jeder Nacht ihr Brüllen hört, ohne sie jedoch zu Gesicht zu bekommen. Löwen wandern gerne; sie folgen den Wildherden und sind immer in der Nähe von Wasserläufen anzutreffen. Der Löwe betritt nicht den äquatorialen Urwald. Obwohl der Löwe ein völlig ungeschütztes Wild ist und sein Abschluß keinen Beschränkungen unterliegt, sind die Bestände dieser großen, gelben Raubkatzen nicht dezimiert worden. Die hauptsächlich nächtliche Lebensweise des Königs der Tiere und das schwierige, unübersichtliche Gelände der Steppen in Französisch-Äquatorial-Afrika bieten ihm den besten Schutz.

Eine afrikanische Flußlandschaft ohne Flußpferde wäre wie unser heimischer Wald ohne Rehe. Flußpferde sind an allen Flüssen, Seen und Tümpeln, vom Urwald bis zum Grasland, noch reichlich anzutreffen. Die Jagd auf diesen auf dem Land plump wirkenden Dickhäuter bietet jedoch für den erfahrenen Jäger wenig Reiz; sie ist für ihn ähnlich wie das Scheibenschießen. Auch hier kommt heute die Kamera immer häufiger in Anwendung als das Gewehr. Leider ist der Jäger manchmal gezwungen, diese Dickhäuter zu strecken, da sie in der Nähe von menschlichen Siedlungen in den Pflanzungen und Farmen oft beträchtlichen Schaden anrichten.

Einen Glücksfall bedeutet es, wenn man dem schnellen, hochbeinigen Räuber, dem Gepard, begegnet. Er ist überall daheim, aber das unübersichtliche Gelände bietet ihm fast vollkommenen Schutz.

Nächtliche Gespenster der Steppe, deren eindringliche Stimmen bis in die Dörfer der Eingeborenen zu hören sind und die Hunde rebellisch machen, sind Hyänen und Schakale. Ausgewachsene Fleckenhyaenen erreichen beachtliche Größen. Ihrem Gebiß hält selbst der Panzer einer Schildkröte nicht stand.

Arge Wildvernichtungen sind den Hyänenhunden zuzuschreiben. Zuweilen begegnet man ihnen überraschend; wie anderes Raubwild tauchen sie mitunter bei nächtlichen Fahrten im Scheinwerferlicht der Autos auf. Die bedeutend kleinere Streifenhyäne ist seltener anzutreffen.

Weniger Beachtung als im Urwald schenkt man in der Steppe dem Kleinvild, obgleich es gerade hier in reicher Zahl und in vielen Arten lebt. Manche dieser Tiere führen ein nächtliches Leben und sind bei Tag kaum

zu sichten. Zu nennen wäre der Honigdachs, ein kräftiger Bursche, der Hunden gefährlich werden kann, oder jenes seltsame Tier, das Erdferkel, mit einem Rüssel wie ein Schwein, Ohren wie ein Esel und einem Kanguruhschwanz — ein zaharmer Säuger mit langer Zunge. Er ist ein Insektenfresser, der die Termitenhügel immer wieder durchstößt und sich mit seinen unglaublich starken Grabkrallen rasch in die Erde ein-graben kann.

Groß ist die Zahl der Raubkatzen und marderartigen Tiere, deren Spuren im Steppenboden und im Sand ausgetrockneter Flußbetten leicht zu erspähen sind.

Ein Zusammentreffen mit Giftschlangen ist in der Steppe noch seltener als im Urwald. Die Mehrzahl der Vipernarten, die im Waldland heimateten, ist auch in der Steppe anzutreffen. In den ausgedehnten Sumpfbereichen um den Tschad-See ist die Riesenschlange, die Python, sehr häufig; hier haben ihr die Schwarzen genau so stark nachgestellt wie den Waranen, den afrikanischen Rieseneidechsen, da die Häute beider Arten von weißen Händlern stark gefragt werden. Um den übermäßigen Nachstellungen eine Grenze zu setzen, hat sich die Wildschutzbehörde gezwungen gesehen, Schutzmaßnahmen zu ergreifen.

An Echsen lebt in den Steppengewässern das Nilkrokodil, das größer wird als seine Vettern im Urwald. Allerdings sind die Häute großer Krokodile häufig ohne Wert, da sie Mißbildungen aufweisen, die den Handelswert beeinträchtigen. Trotzdem ist die Jagd auf Krokodile weitverbreitet, da die Schwarzen das Fleisch der Echsen sehr schätzen und die Häute auf vielerlei Art verwenden.

In den Grasländern läßt der Reichtum an Wildgeflügel das Herz jedes passionierten Flugwildschützen höher schlagen. Perlhühner sind in der Steppe überall anzutreffen, allerdings werden sie dem Pirschenden durch ihr plötzliches Aufpurren und das Gekreis, mit dem sie dem anderen Wild das Nahen des Jägers verraten, lästig. Auch die afrikanischen Rebhühner, die Frankoline, sind in mehreren Arten vertreten. Dazu kommen mehr als ein Dutzend Arten von Wildtauben, von dem zahllosen Wasservogel gar nicht zu sprechen. Sobald die Steppe durch die ersten Regengüsse überschwemmt wird, verteilt sich das mannigfache Sumpfgelügel über das ganze Land.

Der Ornithologe findet Gelegenheit zu großartigen Beobachtungen, da die gesamte Vogelwelt, einschließlich der herrlichen Raubvögel, dem Menschen gegenüber kaum eine Scheu zeigt. Nur selten stört ein schwarzer Jäger ihren paradiesischen Frieden, da ihm die Beute zu gering ist. Auch der gute Schrotschütze wird nicht die gleiche Befriedigung empfinden wie bei unseren heimischen Flugwildjagden; zu mühelos ist die Beute.

Sind die Jagdmethoden schon in den europäischen Ländern verschieden, so sind sie innerhalb Afrikas noch mannigfaltiger. In Zentralafrika muß das

meter von der Sultansstadt, in der alten Sommerresidenz der Sultane von Rei-Buba, Tscholere, wurde der erste europäische Verwaltungsposten errichtet. Dem einzigen weißen Beamten folgten ein weißer Lehrer, ein Arzt und ein Missionärsehepaar. Aber noch immer dürfen sich weiße Händler und Kaufleute im Land der Bubandjidda nicht niederlassen, und weiße Farmer dürfen nicht Grund und Boden erwerben. Dies steht allein dem Sultan und seinen Untertanen zu.

Streifzüge durch das Bubandjidda-Land

Mein Aufbruch zur Wildbeobachtung und zur Jagd erfolgte mit sieben Trägern, zwei Fährtsuchern, etlichen Dienern und vier Kriegern, die uns der Sultan als Ehrenschutz mitgegeben hatte. Unser Ziel war das kleine Dorf Bilu, das letzte Bubandjidda-Dorf gegen den Fluß Mao Veimba zu, nahe der Kamerun-Tschad-Grenze. Sowohl ich als die Leute des Sultans waren beritten. Außerhalb der Straße dehnten sich Sumpfwiesen aus, deren Gras noch nicht niedergebrannt worden war. Die Reiter verschwanden bis zu den Köpfen im grünen Wiesenmeer. Ein schmaler Pfad zog durch die Baumsteppe, der lichter Buschwald folgte. Beide Vegetationszonen waren teilweise niedergebrannt und zeigten schon wieder einen Schimmer von frischem Grün.

Riesenelenantilopen kreuzten frühmorgens unseren Pfad; zahlreiche Fährten, in Größe und Form denen von Büffeln täuschend ähnlich, bedeckten den Boden. Diese prachtvollen Großantilopen, die größten Antilopen Afrikas überhaupt, hatten sich verteilt und zogen äsend durch die Baumsteppe. Ich schaltete eine kurze Rast ein, um mit Abdurraman, dem Askari, die Fährten der Riesenelen zu überprüfen. Abgerissene Äste, geschälte und umgebrochene Bäume kennzeichneten den Weg der Herde. Hier hatten die Bäume schon ausgetrieben, und das Laubwerk bildete eine begehrte Äsung für dieses Wild. Die „jamussa“ — so heißen die Riesenelenantilopen auf fulbe — schlugen nun einen Bogen, und plötzlich erblickte ich einen Hartebeest-Bullen (*Bubalis major*), der sechzig Schritt von uns entfernt vertraut äste. Mit der Leica gelang mir ein Schnappschuß.

Bald darauf sah ich mehrmals Oribi-Pärchen, zierliche, kleine Antilopen, die kurz verhofften, um dann in einer rasenden Flucht abzugehen. Ein Trupp von sieben Hartebeesten, die einzeln hintereinander zogen, stieß fast mit unserer Karawane zusammen. Sie äugten uns an und machten dann kehrt, um in stottrigem Trab in einer Geländevertiefung zu verschwinden.

Gegen Mittag trafen wir am Mao Behultir ein, einem tiefeingeschnittenen Wasserlauf von acht bis zehn Meter Breite. Im ausgetrockneten

Bachbett hatte sich nur an wenigen Stellen Wasser gehalten. Meine Leute untersuchten es und gewahrten ein junges Krokodil, das sie sofort speerten. Krokodile findet man hier oft in Felsspalten und kleinen Wasserlöchern, wo sie die trockenen Monate überdauern.

Mir lag eine furchtbare Müdigkeit in allen Gliedern. Der starke Harmatan, ein warmer Wind, der aus der Sahara Staubpartikelchen bis zu den Rändern des Urwaldes bringt, machte die Luft diesig und verursachte mir Unbehagen. Unter dem spärlichen Schatten einiger Bäume schlug unser Diener die beiden Feldbetten auf, und ich gönnte mir ein wenig Ruhe. Um halb fünf Uhr, reichlich spät also, unternahm ich die Abendpirsch. Auf einem offenen Gelände sichtete ich zwei Pferdeantilopen, die vertraut einem Gehölz zuzogen. Ich setzte mich in Trab, um nicht auf allzu weite Distanz schießen zu müssen, aber meine leisen Schritte hatten mich doch verraten. Einer der Bullen verhoffte, und so gab ich der etwa dreihundert Kilo schweren Großantilope auf hundertzwanzig Meter aus dem kleinkalibrigen Mannlicher-Schönauer die Kugel. Sie ruckte zusammen und flüchtete weiter. Mittlerweile war die zweite Pferdeantilope wieder aufgetaucht, sie erhielt einen Schuß, zeichnete und ging in starken Fluchten ab.

Knapp vor Einbruch der Dunkelheit fanden wir zweihundert Meter vom Anschuß den verendeten Bullen. Nicht weit davon lag die zweite Großantilope, die auf ihrer Fluchtfährte keinen Schweiß zurückgelassen hatte.

In der Nacht brannten im Lager die Feuer der Eingeborenen, die rings um die Holzroste saßen und Wildfleisch schmorten.

Ich schlief sehr unruhig — ein schlechtes Zeichen, denn ich habe in Afrika immer einen guten, wenn auch leichten Schlaf. Gegen Morgen plagten mich schwere Träume; Fieber und Schüttelfrost packten mich. Es war so kalt, daß ich nicht aus dem Feldbett wollte; ich wurde aber sofort wieder frisch, als ein Späher mir frische Fährten eines Nashornbullens meldete. Der Anmarsch dauerte eine Stunde; dann stieß ich auf die Fährte des Dickhäuters. Er war im Morgengrauen auf Nahrungssuche ausgezogen und hatte dann jene Gebiete aufgesucht, wo die Brände schon vor längerer Zeit erfolgt waren. Hier hatten die Bäume saftige, grüne Blätter, und die wilden Feigenbäume trugen reichlich Früchte. Leider hatte das Rhinoceros einen zu großen Vorsprung. Es war unweit eines großen Flusses in ein riesiges Gräsermeer eingezogen, in das wir ihm nicht folgen konnten, ohne unser Leben leichtsinnig zu gefährden.

Allem Anschein nach war das Nashorn, das wir verfolgten, ein Einzelgänger, der außerhalb der eigentlichen Einstände der Nashörner gelegentlich Wanderungen unternahm. Wir kehrten zum Lager zurück. Mein Gesundheitszustand hatte sich gebessert, und ich konnte mir die Strapazen des Weitermarsches ohne weiteres zumuten.

In der Wildnis stießen wir auf ein verstecktes Dorf, in dem gerade die Eingeborenen unter einem Schattenbaum tanzten und wilde Sprünge voll-

rauten. schwarze bearbeiteten die Felltrommel und schüttelten die Tanzrasseln. Um eine Anzahl Tonkrüge standen Menschen, die dem frischgebrauten Hirschiebier reichlich zusprachen. Die Bubandjidda waren wild geworden. Mit lebhaften Gebärden forderte man mich zum Trinken auf. Ich bin kein Kostverächter und hielt natürlich mit. Frauen brauten in den Hütten weitere Mengen Hirschiebier. Es hatte den Anschein, als würde in Kürze das ganze Dorf schwer berauscht sein.

Plötzlich zuckte eine Flamme aus dem Dach einer Hütte, die im Nu in Feuer und Rauch gehüllt war. Starker Wind trieb die Funken vor sich her, so daß binnen weniger Minuten das halbe Dorf in Flammen stand. Entsetzen bemächtigte sich der Neger. Sie liefen wirr durcheinander, schreiend und gestikulierend, und versuchten die Mattenzäune, die die Hütten umgaben, niederzureißen, um dem Feuer Einhalt zu gebieten. Aber die Flammen sprangen weiter, von Hütte zu Hütte. Der Wind wurde stärker, das Dorf war verloren.

Als wir am Abend den Ort verließen, sahen wir nur noch geschwärzte Lehmmauern, Tongefäße und Mahlsteine, das wenige, was dem Feuer Widerstand leisten konnte. Alles übrige war zu Asche geworden. In einer Hütte, in der gerade eine Frau Hirschiebier kochte, hatten die Flammen der Feuerstelle überraschend hoch zum Hüttendach aufgelodert. Im allgemeinen Alkoholtaumel war das Feuer zu spät bemerkt worden.

Am Mao Veimba errichteten wir unser „Rhino-Lager“. Der breite Mao war zum Teil ausgetrocknet und Wasser nur streckenweise vorhanden. Wo es Wasser gab, war es allerdings tief; darin lebten Flußpferde, Krokodile und zahllose Fische. Im Sand erspähte ich überall Fährten. Sattelstörche spazierten auf den Sandbänken herum. Am rechten Ufer stand ein dichter Wald. Dort zogen Büffel ihre Fährten, und ich fand viele Anzeichen für das Vorkommen von Nashörnern. Zu meiner Orientierung pirschte ich längs des Flusses und überraschte dabei im Geäst der schwach belaubten Bäume herrliche Seidenaffen mit wallenden Rückenmähnen. Bei unserem Näherkommen versuchten sie sich an das Astwerk anzudrücken, um sich auf diese Art zu verstecken.

Nicht viel weiter stieß ich auf eine frische Nashornspur. Sie führte zum Fluß; das Nashorn war wenige Minuten vor uns zur Tränke gezogen. Seine Losung dampfte noch. Jeden Moment dachte ich mit einem dieser zweitgrößten Landsäuger zusammenzutreffen. Der Dickhäuter jedoch war lautlos in das Gestrüpp des Uferwaldes eingewechselt. Wegen der Dunkelheit gaben wir die Verfolgung auf.

Im „Rhino-Lager“ waren Abgesandte von Buba Amadu eingetroffen, die mir einen Korb Reis und einen Korb Kartoffeln mit den besten Wünschen des Sultans überbrachten. Ich hatte ihm von unterwegs Körbe mit gebratenem Wildfleisch übersandt. Nachts umschlichen Löwen unser Lager, so daß die Neger das Feuer stark anfachten. Die Neger waren ängstlich und

sprachen nur leise miteinander. Ein Leopard schrie vom Trockenbett des Mao her, und im Uferwald bellte eine aufgebaunte Pavianherde. Die Nacht war voller Tierstimmen.

Immer prächtiger wurden die Morgen. Täglich erhob sich die Sonne blutrot auf bläulichem Himmel. Die Luft war von einer Klarheit und Reinheit, wie man sie nur im Dezember und Januar bei Tagesanbruch erlebt. Die Kühle ließ mich frösteln. In den späteren Stunden wurde es dann heiß, die Sonne brannte unbarmherzig herab, und die Luft fing an zu flimmern. In der Nähe des Veimba-Flusses fanden wir bald zahlreiche ausgetretene Nashornwechsel, angenehme Marschpfade für die Dickhäuter, aber auch für uns. Die Rhinos halten gerne ihre Wechsel ein; es wäre daher gefährlich, auf einem von ihnen das Lager aufzuschlagen. Es sind sture, eigensinnige Tiere, die jedes Hindernis auf ihren Wegen niederrennen. Einem meiner Bekannten wurde einmal bei solcher Gelegenheit das Zelt zertrümmert. Die Nashörner wanderten am Mao Veimba einzeln oder paarweise, mitunter auch zu dritt. Die Einzelgänger waren sämtlich alte Herren; die Nashornmamas führten manchmal nicht nur ihr Jüngstes, sondern auch ihre heranwachsenden Söhne mit sich. In diesen Einständen heimatet nur das schwarze Nashorn. Sein weißer Vetter, das Breitmaulnashorn, ist vielleicht noch vereinzelt im Ubangi-Schari-Gebiet, an der Grenze des Anglo-Ägyptischen Sudans, anzutreffen. In dieser weiten, kaum bekannten Wildnis ist sein Vorkommen bisher noch nicht mit Sicherheit festgestellt worden.

Wir mußten uns in diesen Gebieten sehr vorsichtig bewegen. Das Gelände war außerordentlich unübersichtlich, und diese Dickhäuter sind jähzornige, unberechenbare Gesellen. Da das Nashorn heute in den französischen Territorien zu den geschützten Tieren gehört, mußte ich aufpassen, um bei einem zufälligen Zusammentreffen nicht in Bedrängnis zu geraten und aus Notwehr zur Büchse greifen zu müssen. Dies ist theoretisch natürlich leicht gesagt, aber in der Praxis schwer durchzuführen.

Am Mao Veimba konnte ich innerhalb einiger Tage das Vorkommen von ungefähr dreißig Nashörnern feststellen. Einige Male war ich den Tieren knapp auf den Fersen; leider polterten sie jedoch ab, bevor ich sie zu Gesicht bekam.

Nashörner führen eine sehr regelmäßige Lebensweise. In der Nacht verlassen sie den dichten Dornbusch und ziehen umher, um zu äsen. Sie lieben das Blätterwerk, junge Zweige und die grünen Früchte wilder Feigenbäume. Im trockenen Steppenboden stieß ich mehrmals auf Stellen, wo Nashörner sich gewälzt hatten, um sich des Ungeziefers zu entledigen. Sie werden auch häufig von Kuhreihern begleitet, die ihnen das Ungeziefer vom Rücken absuchen. Diese Kuhreier warnen ihre Wirte durch ihr plötzliches Aufflattern. Am sichersten kann der Jäger auf eine Begegnung mit dem Nashorn am frühen Morgen und am späten Nachmittag rechnen; während der heißen Stunden zieht es in den Schatten des Dickichts.

Die Beobachtung der Rhinos am Mao Veimba, aber auch in den anderen Gegenden des Bubandjidda-Landes war äußerst schwierig und mit großen Strapazen verbunden. Das Gras war nicht überall niedergebrannt und an manchen Stellen ungemein dicht und bis zu vier Meter hoch. Sobald ich in früher Morgenstunde frische Nashornfährten im Sand bei einem Wasserlauf gefunden hatte, verfolgte ich sie bis zum hohen Gras, gelegentlich auch bis zum dichten Dornbusch. Ihnen noch weiter zu folgen, war nicht ratsam, denn eine Möglichkeit, in den Grastunnels notfalls auszuweichen, gab es nicht. Trotz der Sicherheit, die das Dickicht dem Nashorn in jenem Gelände gibt, ist es immer sehr vorsichtig und wird beim geringsten verdächtigen Geräusch hoch. Es versucht dann mit seinen kleinen Augen, die Ursache des Geräusches zu erkennen. Dabei wiegt es seinen Kopf mit dem gekrümmten Horn drohend hin und her, um oft ohne besonderen Anlaß auf den vermeintlichen Gegner loszustürmen. Rhinos haben Stammplätze zum Absetzen ihrer Losung, die sie dann mit den Läufen auseinanderschlagen. Meine Schwarzen kannten solche oft aufgesuchte Plätze, die wir unter Kontrolle hielten. Wir überprüften auch jeden Morgen das sandige Flußbett nach frischen Fährten, da die Nashörner zeitig früh an die wasserführenden Stellen zur Tränke kamen.

Einmal waren wir kurz nach Sonnenaufgang im Flußbett des Mao Veimba unterwegs. Zwei Fährten sucher, die meine Reservegewehre trugen, begleiteten mich. Ein dritter Landeskundiger trug Lanze und Buschmesser und nahm mich, wenn es Rinnsale zu überqueren galt, auf den Rücken, damit ich nicht ständig meine Leinenschuhe ausziehen und im Wasser waten mußte. An jenem Morgen fanden sich im Hauptflußbett keine frischen Fährten. Erst als ein anderer Fluß in den Mao Veimba einmündete, verließen wir sein Bett und zogen durch hohes Gras landeinwärts auf eine niedergebrannte Fläche zu. Kaum waren wir hundert Meter weit gekommen, als sich das hohe Gras bewegte und ein Rauschen und Brechen zu hören war. Das „cilifori“ — wie das Nashorn in der Fulbe-Sprache genannt wird — war auf Wanderung und kam von der Morgentränke zurück, um seinen Tageseinstand aufzusuchen.

Der Mann mit dem Speer erkletterte einen Baum, um Ausschau zu halten. Im selben Moment trat ein mächtiges Nashorn, ein ausgewachsener Bulle, aus dem gelben, trockenen, hohen Gras heraus. Ungefähr dreißig Meter von uns entfernt zog er langsam vorbei; mit einemmal blieb er wie angewurzelt stehen. Etwas war ihm verdächtig vorgekommen. Rasch versuchte ich mit dem auf der Leica aufgesetzten 20-cm-Telet einige Aufnahmen zu machen; doch leider stand das Nashorn nicht frei, Gras deckte es, und infolge der frühen Stunde waren die Lichtverhältnisse schlecht.

Der Bulle begann mit den Vorderläufen den Erdboden zu scharren und stieß ein seltsames Prusten aus. Das klobige Haupt hielt er gesenkt. Das erste Horn schätzte ich auf etwa vierzig Zentimeter, das zweite war nur gering.

Der Anblick dieses Nashorns bereitete mir große Freude, und ich war gespannt, wie es sich nun verhalten würde. Es war unruhig, scharfte immer wieder den Boden, machte kehrt, entfernte sich, kam auf die alte Stelle zurück und nahm plötzlich Richtung gegen uns.

Ein gefährlicher Augenblick — jeden Moment konnte das Nashorn auf uns zustürmen. Der Gewehrträger neben mir flüsterte:

„Dilli Nazarra! Dilli Nazarra! Dilli djonta! (Lauf, Weißer! Lauf, Weißer! Lauf schnell!)“

Er nahm an, das Nashorn würde gleich angreifen. Ich jedoch bemühte mich, den freistehenden Bullen in den Spiegel des Teleobjektivs der Leica zu bekommen, was mir nicht sofort gelang. Ein kurzer Blick nach hinten zeigte mir, daß meine Schwarzen schon das Weite gesucht hatten und auf Bäume geklettert waren. Im gleichen Augenblick raste das Nashorn auf mich zu. Ich schrie es an und rannte dann aber doch, so schnell ich konnte, zum nächsten Baum, der jedoch unter meiner Last umbrach, als ich an ihm emporkletterte. Ich landete gleich wieder auf der Erde. Es war einer jener verküppelten, angebrannten Steppenbäume gewesen, die eigentlich nur einen moralischen Schutz bieten können. Das Nashorn überlegte es sich plötzlich anders: Wenige Meter vor mir machte es kehrt und galoppierte mit hochoberhobenem Wedel in den Busch.

Ich atmete auf. Das war noch gut gegangen.

In der Nähe des Dorfes Mayo entdeckte ich neuerlich ausgezeichnete Einstände von Nashörnern. Anscheinend waren sie hier häufiger als am Veimba-Fluß. Schon auf der ersten Pirsch fand ich frische Fährten von zwei Dickhäutern, die den Fluß überquert hatten, danach durch hohes Gras gezogen und schließlich über eine lange, niedergebrannte Ebene ganz in der Nähe unseres Lagers vorbeigekommen waren. Die beiden Nashörner hatten sich an Felsblöcken gerieben, denn wir fanden die Steine mit Lehm beschmiert. Zum Glück hatten sie vom Lager, in dem sich zu dieser Stunde kein Mensch befand, keine Notiz genommen. Im Schatten einer Baumkrone hatten sich die beiden Dickhäuter eingestellt; aus der Krone eines Baumes konnte ich sie mit dem Feldstecher in Augenschein nehmen. Sie schliefen.

Der Nashornbestand im Bubandjidda-Land ist auf ungefähr zweihundert Nashörner zu schätzen, wovon allerdings hundert in einem Schutzgebiet an der Tschad-Grenze heimateten. Ihre Anzahl ist hier wie in anderen Gebieten von Französisch-Äquatorial-Afrika im Zunehmen, so daß die Jagdinspektion in einigen Jahren wohl daran denken kann, gegen besondere Taxen den Abschluß eines Exemplares pro Jagdperiode zu gestatten.

In den Nashornrevieren des Bubandjidda-Landes befindet sich eine Anzahl kleiner Seen, in denen es von Flußpferden wimmelt. Sie sind außerordentlich heimlich und scheu geworden, weil sie von den Jägern des Sultans häufig beschossen werden. Flußpferdfleisch ist begehrt, und ein erlegtes Flußpferd liefert Fleisch für ein paar hundert Menschen. Es ist verhältnis-

... zu kriegen, so daß die Eingeborenen bei dieser Jagd auch mit ihren primitiven Waffen Erfolg haben.

Auf einer Pirsch zwischen dem Gelände zweier Seen erspähte ich in einem abgelegenen Winkel nicht weit vom Wasser die Spuren eines Flußpferdbabys, das vom Muttertier für einige Stunden an Land versteckt worden war. Wir zogen der Spur der Alten, die zum Wasser zurückgegangen war, nach und sahen bald auch die Flußpferdmama, die bei unserem Auftauchen wild das Wasser durchfurchte und sich auffällig unruhig verhielt. Ich verzog mich rasch mit meinem Begleiter, um die Hippos nicht zu beunruhigen. Der Jäger verzog böse das Gesicht; er hätte das Jungtier gern mit dem Speer getötet, um zu dem zarten Fleisch zu kommen.

Auf dem Rückmarsch zur Sultansstadt gab es einen aufregenden Zwischenfall. Wir marschierten dem Seeufer entlang durch hohes Sumpfgas. Plötzlich stolperte ich über eine schlafende, eingeringelte Riesenschlange, die sofort flüchtete. Die Träger warfen ihre Speere und verwundeten das ausgewachsene, lange Reptil. Gereizt machte es kehrt. Mit hocherhobenem Kopf, aufgeregt zügelnd, schlängelte es sich unwahrscheinlich rasch auf uns zu. Ein Schrotschuß zerschmetterte der Riesenschlange die Wirbelsäule dicht hinter dem Kopf. Die Duru stürzten sich wild auf das verendete Tier und häuteten es rasch ab. Jeder wollte ein Stück Schlangenfleisch ergattern. Sie packten die Fleischstücke in lange Gräser ein, die sie kunstvoll zusammendrehen. Ins Nachtlager zurückgekehrt, spannten wir die Haut im Geäst eines Baumes auf. Am nächsten Morgen fanden wir sie von Termiten zerfressen, worüber ich sehr unglücklich war, denn die schöngezeichnete Haut der Riesenschlange wäre ein prächtiges Geschenk für Freunde in der Heimat gewesen.

Mehr als zwei Wochen dauerten unsere Streifzüge durch die Wildnisse des Bubandjidda-Landes. Noch einmal traf ich mit Buba Amadu zusammen; wieder wurden Geschenke und Gegengeschenke ausgetauscht. Um den Sultan zu unterhalten, holte ich meinen Koffer-Radioapparat, einen kleinen „Weekend“-Empfänger der Kapsch-Werke, herbei und stellte auf den Sender Leopoldville ein. Beim Erklängen der Musik leuchteten die Augen des Sultans auf. Er freute sich wie ein Kind über die Töne aus dem Äther. Ich lächelte; zufällig brachte der Sender aus dem Kongo die Melodie vom „Dritten Mann“.

Beim endgültigen Abschied bat mich der Herrscher, ihm doch bei meinem nächsten Besuch so einen Radioapparat aus Wien mitzubringen.

Eine lange Reitereskorte führte uns aus den Stadtmauern heraus und geleitete uns zum ersten Fluß, an dem die offene Ebene begann.

Noch einmal blickte ich auf die im frühen Morgenlicht liegende Stadt Rei-Buba zurück. Mir fiel der Abschied schwer. Lange noch hörte ich die Schreie der Krieger:

„Njiwa Manga, Njiwa Manga Baba!“

Steppenelefanten

Im Tschad-Becken heimateten heute noch an dreitausend Elefanten, die sich in etwa sechs bis acht Gruppen gesammelt haben. Sie halten bestimmte Einstände und treten regelmäßig in der Regenzeit ihre Wanderungen an. Aber auch der jahreszeitlich bedingte Mangel an Nahrung und Wasser zwingt diese Dickhäuter zu einem unsteteren Leben als ihre Vettern im Urwald. Daher ist es nicht immer leicht, sie aufzufinden, und der weiße Jäger ist dabei noch mehr als sonst auf die Hilfe der Eingeborenen angewiesen. Mir selbst blieb da eine Enttäuschung nicht erspart. Gute Elefantenreviere, in denen ich gewöhnlich auf diese grauen Riesen stieß, waren eines Tages leer. Die Eingeborenen meldeten, daß die Elefanten achtzig Kilometer weiter entfernt aufgetaucht waren.

Kennzeichnend für den Steppenelefanten des Tschad-Beckens ist das schlechte Elfenbein seiner kurzen, gedrunghenen Stoßzähne. Es ist infolge der trockenen Hitze voll zahlreicher feiner Sprünge und daher weniger wertvoll als das Elfenbein aus den feuchten Urwaldgebieten.

Steppenelefanten sind von stärkerem Körperbau, schwerer im Gewicht und größer als ihre Vettern im Urwald. Es wurden Riesenexemplare gestreckt, deren Gewicht man auf siebentausend Kilogramm schätzte, und bei denen man eine Rückenhöhe von drei Metern und fünf Zentimetern gemessen hat.

Zwischen dem Logone- und dem Schari-Fluß fand ich, als ich auf der Autostraße von Fort Lamy nach Fort Archambault im Wagen unterwegs war, im Staube der Straße riesige Abdrücke von Elefanten. Sie stammten von einem alten Bullen. Ich ließ das Auto im Schatten eines Leberwurstbaumes abstellen. Die riesengroßen Trittsiegel im Staub, die aus der Mittagszeit stammen mußten, reizten mich zur Verfolgung. Schon nach zwei Stunden hatte ich den Einzelgänger im Dornbusch vor mir. Ich befand mich mit meinen beiden Gefährten in einem idealen Gelände. Der Dornbusch war verhältnismäßig offen und gewährte, da er nicht aus zusammenhängenden Baum- und Gebüschgruppen bestand, gute Sicht.

Der wehrhafte Riese stand friedlich unter einem Baum und langte mit seinem Rüssel nach Früchten in der Krone. Der Wind war gut und ließ mich den Bullen minutenlang beobachten. Ein solcher Anblick entschädigt für wochenlange ergebnislose Pirschen. Prüfend glitt mein Blick über die Stoßzähne, und ich war enttäuscht: Abgebrochene, armlange Stummeln ragten hervor. Selbst der beträchtliche Umfang der Zähne konnte ihnen kein Gewicht verleihen. Aus meinen Beobachtungen riß mich ein Geräusch: